

Zeitschrift: Jahrheft / Zürcher Unterländer Museumsverein
Herausgeber: Zürcher Unterländer Museumsverein
Band: 24 (1986-1987)

Artikel: Häuser, Sitten und Bräuche im Zürcher Unterland
Autor: Schlatter, Margrit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Margrit Schlatter

Häuser, Sitten und Bräuche im Zürcher Unterland

Vor etwa einem halben Jahrhundert hielt ich an der Töchter-Schule der Stadt Zürich, die ich damals besuchte, einen Vortrag über Häuser, Sitten und Bräuche in meiner Heimat, dem Zürcher Unterland. Zu jener Zeit war mir keine Literatur bekannt, aus der ich hätte schöpfen können. Mit Dankbarkeit erinnere ich mich meiner Eltern, Grosseltern und alter Leute aus dem Dorfe, die mir allerhand über die Tätigkeiten und Bräuche, die um die Jahrhundertwende in unserer Gegend bestanden, erzählten. Abgesehen von einigen Ergänzungen, übernehme ich den Text jenes Vortrages ziemlich wortgetreu. Bevor ich von den Sitten und Bräuchen unserer Unterländer Bauern etwas berichte, versuche ich, zuerst ihre Häuser zu beschreiben.

Die Schönheit alter Bauernhäuser besteht darin, dass sie mit der Natur, dem Klima und der Tradition im Einklang stehen und sich harmonisch ins Dorfbild einfügen.

Das Dorfbild hatte sich während der jahrhundertealten Dreifelder-, oder Dreizelgenwirtschaft aus Notwendigkeit ergeben, waren doch bis zur Revolution anfangs des 19. Jahrhunderts die Bauern durch den unter Flurzwang stehenden Getreideanbau auf den drei Zelgen (wovon immer eine brach lag) und den Weidgang auf den Allmenden aufeinander angewiesen. Das Bauen eines Hauses war bis ins letzte Jahrhundert nicht nur eine Sache des Bauherren, sondern des ganzen Dorfes. Die Gemeinde steuerte Holz bei, und junge Leute halfen z. B. beim Aufrichten des Wohnhauses, Dachdecken usw.

Der Häusertypus in unserer Gegend ist das Dreisässenhaus, d. h. Wohnung, Tenne und Stall sind unter dem gleichen Dach aneinander gebaut. Die Bauarten sind im allgemeinen der Riegelbau, den man besonders im Weinland und im Kanton Thurgau antrifft. Doch sieht man auch Häuser, die eher dem

Aargauer Haus mit dem tief herunterhängenden Dach, das früher mit Stroh bedeckt war, ähnlich sind. Unter den schützenden Dächern fehlt selten die «Schiiterbigi».

Auch die Wohnung ist dreigeteilt in Küche, Stube und Nebenkammer. Oft tritt man, besonders bei ganz alten Häusern, von aussen gerade in die geräumige Küche. Hie und da sieht man noch die offenen Kamine über dem Herd, wo das Schweinefleisch geräuchert wird. Die Stuben sind meistens ziemlich dunkel, einmal, weil die Fenster oft klein sind, oder weil die Bäuerin ihre schönen «Maien» (Blumen) manchmal doch etwas zu üppig wachsen lässt. Man findet noch sehr wertvolle Kachelöfen, bei denen die Kacheln mit Sprüchen und Malereien verziert sind. Das beliebteste Plätzlein im Winter ist das «Cheustli» mit dem Ofenbänklein davor. Neben dem Ofen befinden sich mancherorts Stufen. Wenn man einen Falladen hebt in der Decke, gelangt man von hier aus in die Schlafkammern hinauf. Die Stube ist meistens getäfert, und an der Decke kann man auch einmal ein gemaltes Familienwappen entdecken. Die «Winde» (Estrich) ist in diesen alten Häusern die reinste Schatzkammer. Was hier alles vergraben liegt: Gemalte Stücklitruhen, alte Kleider und Trachten, uralte Bibeln und Kalender, Spinnrädlein usf.

Jetzt verlassen wir die Wohnung und werfen einen Blick in die Tenne. Dort waren damals die Leiter- und Brückenwagen und mancherlei Geräte, wie Gabeln, Rechen usw. untergebracht. Nebenan befindet sich die Futtertenne, in der das frisch gemähte Gras und das von der Heudiele heruntergeholte Heu zur täglichen Fütterung bereit liegt. Die Heudiele liegt oberhalb der Futtertenne und des Stalles. Ein Kleinbauer besass etwa drei bis vier Kühe. Nur hablichere Bauern konnten sich als Zugtiere ein Ochsenpaar, im besten Fall ein oder zwei Pferde halten.

Das Getreide wurde nach der Ernte auf der «Brügi» (oberhalb der Tenne) gelagert, bis die Kerne hart waren und einen leichten Gärungsprozess durchgemacht hatten. Erst dann wurde das Getreide in der Tenne mit dem Dreschflegel gedroschen. Es wurde immer im Takt gedroschen: Es konnten zwei, drei und sechs Männer mithelfen, nicht aber z. B. fünf, sonst wäre der Gleich-

klang gestört gewesen. Der Takt wurde oft mit einem Wortspiel ausgedrückt. Wenn zwei Drescher an der Arbeit waren hiess es: «Ma Frau, Ma Frau . . .», waren es deren sechs: «Späck und Öpfelstückli . . .» usw. Für diese recht mühsame Arbeit erhielt ein Tagelöhner früher ein Hungerlöhnlein von 60 Rappen bis 1 Franken. Natürlich war die Lebensweise sehr einfach. Der Bauer lebte fast nur von seinen eigenen Produkten. Wenn er etwas brauchte, das er nicht selber besass, ging er nur am Sonntag zum Krämer, oder er besorgte sich das Nötige auf einem in der Nähe stattfindenden Jahrmarkt.

Um z. B. das Öl für die Ampeln zu gewinnen, wurde Raps gepflanzt. Nach der Ernte brachte man ihn in die «Öli», wo das Öl ausgepresst wurde.

Die schöne Leinwand, der Stolz jeder Bäuerin, wurde aus den Fasern des Flachses oder Hanfes hergestellt. Meine Grossmutter erzählte mir, dass der Fimmel, der männliche Pflanzenstengel des Hanfes, das schönste Werg lieferte. Da diese Stengel etwa einen Monat vor dem weiblichen Hanf «glüüchet» (gezogen) werden und zum Zeitpunkt der Ernte über die weibliche Pflanze («Mäschel») hinausgewachsen sind, rührt daher wahrscheinlich der Ausdruck: «De hät en Fimmel». Die beiden Ausdrücke «Fimmel» und «Mäschel» stammen aus dem Lateinischen, sind aber der Bedeutung nach verwechselt worden. Der männliche Hanf, «Fimmel», wird abgeleitet vom lateinischen «femella» das Weibchen. «Mäschel», der weibliche Hanf hingegen geht auf das lateinische Wort «masculus» – das Männchen, zurück. In den Hanffeldern taten sich häufig Scharen von Spatzen gütlich, woher die Redensart kommt: «Sie singed wie d Vögel im Hanfsame.»

Nach der Ernte werden die Flachs- und Hanfstengel zum «Roose» oder – wie es meine Grosseltern nannten – zum Röse in einer frischgemähten, feuchten Wiese ausgebreitet (mancherorts ins Wasser gelegt), bis die holzigen Teile gelockert waren. Darauf wurden sie entweder an der Sonne, oder über einem mottenden Feuer gedörnt. Jetzt kamen jene Geräte in Betrieb, die auch in unserem Museum ausgestellt sind, nämlich die «Rätsche» und die «Hächle». Das Rätsche war eine mühsame Arbeit, die gewöhnlich abwechslungsweise von zwei Frauen ausgeführt wurde. Auf den Rätchbock wurde ein Bündel Hanf oder Flachs gelegt und mit einem Hebelarm mehrmals darauf geschla-

gen, bis sich die Fasern von den holzigen Teilen lösten. In der «Ribi» (Reibmühle) zerdrückte ein Reibstein die letzten holzigen Teilchen, «Agle», im Reibbett und machte das Werg geschmeidiger. Die letzte Arbeit war das «Hächle». Die Hechel bestand aus einem länglichen Brett, in dessen Mitte sich etwa 8 cm lange, spitze eiserne Stifte befanden. Da, wo früher Flachs und Hanf angebaut wurden, besass die Bäuerin eine feinere Hechel für den Flachs und eine gröbere für den Hanf. Das Werg wurde mehrmals durch die eisernen Zähne gezogen, bis der «Chuder» (kurze Fasern) entfernt war und die langen Fasern, die «Riste» zurückblieben. Die Risten wurden zu Zöpfen geflochten. Den «Chuder» rollte man zu «Chuderballen». Diese kurzen Fasern wurden zu größeren Geweben, wie z. B. Zwilch, verarbeitet. Aus den Risten entstand feineres Leinen.

Mit den beiden Tätigkeiten «Rätsche» und «Hächle» sind folgende Redewendungen verbunden: «Du bisch e Rätschbäsi» = Du bist geschwätzig, was man oft zu Kindern sagte. «Sie isch e Rätscheri» = Sie ist schwatzhaft und kritisiert gerne andere Leute. «Es wird eine dureghächlet» heisst: Man lässt keinen guten Faden an ihm.

Um Martini, nach Beendigung der Herbstarbeiten, holte die Bäuerin das Spinnrädchen hervor, löste einen Zopf Werch auf und band ihn an der Kunkel fest. Durch das Drehen des Rades wurde der Faden auf die Spule gewickelt. Es brauchte viel Übung und Fingerfertigkeit, dass der Faden sich gleichmässig aufrollte. Meine Grossmutter machte, als sie bereits im Sterben lag, mit den Fingern die ihr vertrauten Bewegungen des Spinnens. So kehrte sie kurz vor ihrem Tode nochmals zurück in jene Zeit, da sie eine ihrer liebsten Beschäftigungen zur Winterzeit verrichtete.

In vielen Dörfern befand sich ein gemeinsames Waschhäuschen, in dem das versponnene Garn im Frühling gewaschen wurde. Die Strangen wurden in eine Stande gelegt. Darüber breitete man ein Zwilchtuch, auf das Asche geleert wurde, aus. Das Tuch wurde geschlossen und nun wurde heisses Wasser, das man aus dem etwa 120 Liter fassenden «Sechtchessi» schöpfte, darüber gegossen. Die dadurch entstandene Aschenlauge liess man nach einer halben Stunde durch die Sechtröhre abfliessen, kochte sie mit frischem

Wasser vermennt im «Sechtchessi» wieder auf und leerte sie erneut über die Asche und das Garn. Dieser Vorgang wiederholte sich verschiedene Male. Zuletzt spülte man mit heissem Wasser, ohne Zugabe von Aschenlauge. Das so gereinigte und getrocknete Garn wurde in der Gespinstkammer aufgehängt, bis es eines Tages zum Weber gebracht und dort zu Tuch verarbeitet wurde.

Mit dem Reigen festlicher Bräuche, die im Verlaufe eines Jahres den oft harten Alltag der Bauern durchbrachen, beginne ich mit der Fastnacht. Obschon nach der Reformation der Rat von Zürich zu verschiedenen Malen versucht hatte, das Fastnachtstreiben durch Mandate zu verbieten, sind im Laufe der Zeit alte Bräuche wieder neu aufgelebt. Seit eh und je tummelte sich in unsern Dörfern ein paar einfach verkleidete «Böögge» mit Schweinsblasen in den Strassen herum. Meine Grosseltern erzählten, dass früher Kinder mit Säcklein von Haus zu Haus zogen, Liedlein sangen oder Sprüchlein aufsagten wie z. B.:

«Ich bin es chlises Bööggi
und ha nu churzi Bei,
gämer au es Feuerli,
so chani wider hei.»

Darauf verschwand die gute Bäuerin für einen Augenblick und brachte die Säcklein zurück, gefüllt mit Stückli, Äpfeln und Nüssen.

Noch in meiner Jugendzeit brannte bei uns alljährlich ein Fastnachtsfeuer. Die Buben hatten schon Tage zuvor Holz gereutet an Orten, die ihnen vom Förster zugewiesen wurden. Da und dort durften sie «Stuudeburdene» (Reisigwellen) bei Bauern abholen. Willkommen war auch eine kleine Geldspende, womit sie Schwärmer, oder sonst etwas zum Knallen kaufen konnten. Am Abend versammelte sich gross und klein um das Feuer, das schon in heidnischer Zeit die Freude an der wiedererwachten Natur zum Ausdruck brachte. Heute wird das Fastnachtsfeuer durch das Augustfeuer ersetzt. Ein besonderer Genuss um die Fastnachtszeit waren die «Fastnachts-

chüechli». Das Zubereiten derselben hatte seine Tücken, musste doch der Teig vor dem Backen noch hauchdünn über dem Knie ausgezogen werden, was nicht immer einwandfrei gelang. Beim Backen brachte die Mutter die Küchlein mittels zweier Holzschindeln, die ihr der Vater zuvor vom Estrich heruntergeholt hatte, in die richtige Form. Bald zog der Duft knuspriger Küchlein, die in einer Zaine aufgeschichtet lagen, durchs Haus.

Am Palmsonntag, am Tag, an dem bei den Protestanten die 16jährigen Mädchen und Burschen in der Kirche in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen werden, herrschten früher strengere Sitten, als heute. Schon einen Sonntag vor dem Palmsonntag wurden die «Bhörmaidli» und «Bhörchnabe» (Konfirmanden) «bhört» (geprüft) d. h., sie mussten dem Pfarrer Antwort geben auf bibelkundliche Fragen, die in einem Katechismus enthalten waren. Der Brauch, an der Konfirmation in schwarzen Kleidern zu erscheinen, blieb noch bis vor etwa 25 Jahren aufrecht erhalten.

Manche Bauern mästeten auf Ostern einen Stier, der gewöhnlich 3 bis 4 Jahre alt war und einem Metzger verkauft wurde. Eines Tages wurde der schönste Stier aus dem Stall geholt und mit Blumen und Zweigen bekränzt. Damit wollte der Metzger, der den Stier durch das Dorf führte, die Leute zum Kauf des Fleisches animieren, musste doch das prächtige Tier zu guter Letzt sein Leben lassen.

An Ostern war schon damals das «Eiertütsche»: «Spitz uf Spitz» und «Gupf uf Gupf» gang und gäbe. Dieser Brauch wird heute noch gepflegt, allerdings fast ausschliesslich im Familienkreis. Früher wurde auf öffentlichen Plätzen «tütscht». Sieger war derjenige, der mit einem besonders starken Ei solche mit dünneren Schalen zerschlagen und für sich einstecken konnte. An Orten, wo Knaben bei den Mädchen Eier heischten, waren diese oft mit Neckreimen versehen, wie z. B.:

«Sä da häscht es Ei,
Gäll hettscht lieber zwei?
Ja da wär i wol en Naar,
Du und ich gänd doch käs Paar.»

Am Pfingstmontag fand bei uns noch bis Mitte dieses Jahrhunderts das «Tätschschiesen» statt, bei dem sich die Knaben des Dorfes im Armbrustschiesen übten. Der Tätsch bestand aus einem mit Lehm gefüllten quadratischen Rahmen. Auf die glatt gestrichene Fläche wurde ein Blatt Papier, auf das eine Zielscheibe mit Zentrum und Kreiseinteilung gezeichnet war, geklebt. Vor diesem ereignisvollen Tag gingen die Knaben von Haus zu Haus und sagten dabei ihr Sprüchlein auf, das folgendermassen lautete:

«Lasst uns eine Gabe fliessen,
da wir nach dem Ziele schiessen,
dass wir später sind imstand,
zu kämpfen für das Vaterland.»

Nachdem die verschiedenen Ernten des Sommers eingebracht waren, wurden jedesmal kleine Festchen veranstaltet, wo man es sich bei «Hame» (Schinken), Bauernbrot, Wein und allerlei Backwerk wohl sein liess und hie und da zu einem Tänzchen aufgespielt wurde. So feierte man nach dem Heuet «d'Sägissehänski», auch «de Chrähhahne» genannt, denn man feierte so lange, bis frühmorgens der Hahn krächte. Wenn das Getreide gesammelt war, das früher alles mit der Sichel geschnitten wurde, veranstaltete man ein Erntefestchen, die «Sichlelegi», die wieder mit einem Festschmaus und allerlei Lustbarkeiten begangen wurde. An diesen Anlässen nahmen auch Leute, die gerade auf der «Stör» waren, teil. Das waren Handwerker, die früher gelegentlich bei den Bauern in Arbeit standen, wie Schuhmacher, Schneider, Sattler usw. Mein Vater erzählte, dass der «Schuhmacher Felix», wie er im Dorf genannt wurde, am Sonntagmorgen nach einer durchgefeierten Nacht zur Kirche ging. Während des Gottesdienstes schlief er ein und sagte im Traum plötzlich ganz laut: «Hansheiri, spill na eine uf!»

Die Weinlese wurde in der Galliwoche begonnen. Als Kinder hatten wir besonders Respekt vor dem Traubenwächter. Er war mit einer Schrotflinte bewaffnet und wachte darüber, dass kurz vor und während der Traubenernte weder Staren noch Traubendiebe in den Weinberg eindrangen. Ich erinnere

mich an die Weinfuhren, die man jeweils schon von weitem herannahen hörte. Ein stolzes Pferdegespann zog die Wagen, auf denen die mit Herbstblumen geschmückten Fässer mit dem jungen Wein lagen.

Der Kalender spielte im Leben der Bauern eine grosse Rolle. Sie merkten sich die Tage, die mit irgendeiner Arbeit, oder einem besonderen Ereignis zusammenfielen. Viele Bäuerinnen achteten darauf, dass sie gewisse Setzlinge, wie z.B. Zwiebeln, im Nidsigend (nördliche Mondwende), andere wieder im Obsigend (südliche Mondwende) in die Erde steckten. Um sich wichtige Daten besser einzuprägen, war der Kalender gespickt mit urchigen Verslein wie:

«De Galli hocket uf em Stei
Puur tue dini Räbe hei.»

Bevor man bei uns die Kartoffeln kannte, waren die Räben eine wichtige Nahrung für die Bauern. Noch zur Zeit meiner Grosseltern kam wöchentlich einmal «Räbebape» (Räbenbrei) auf den Tisch. Später wurden die Räben vorwiegend als Viehfutter verwendet. Eine ganz andere Bedeutung hatten sie für uns Kinder. Eines Tages gruben wir auf einem Acker möglichst grosse, gleichmässig geformte Räben aus. Daheim hohlten wir sie aus und verzierten sie mit allerhand Figuren, wie Sonne, Mond, Sterne usw. Bei einbrechender Dunkelheit zogen wir mit unsern «Räbeliechtli» durch das Dorf. Jahr für Jahr sangen wir dabei dasselbe Lied vom Trunkenbold «Dängelibänz», das wir natürlich nicht in der Schule gelernt hatten. Wir freuten uns besonders, wenn einer der Buben mit der Handorgel aufspielte. Der Räbeliechtliumzug war für mich eines der schönsten Gemeinschaftserlebnisse meiner Kinderzeit.

Die «Spinnstubete» fanden in den Dörfern noch bis zu Beginn dieses Jahrhunderts statt. Sie nahmen meistens nach Martini ihren Anfang und endeten um die Fastnachtszeit. Die Mädchen und jungen Frauen des Dorfes brachten ihre Spinnrädlein mit und setzten sich in der Stube ihrer Gastgeber zur Arbeit hin. Wenn der Nachtwächter die zehnte Stunde ausrief, erschienen auch die Burschen. Jetzt wurden die Spinnrädchen weggestellt und man ass «Znüni», bestehend aus Brot, Schüblingen und Most oder Wein. Dann wurde getanzt

und gespielt, wie z. B. «Zainerite», Pfänderspiele und andere und allerhand Schabernack getrieben bis in die frühen Morgenstunden hinein. Solche «Stubete» wurden vor 50 Jahren noch veranstaltet, nur unter dem Namen «Liecht- oder Lismestubete».

Beim Dämmererschein wurden auch allerhand geheimnisvolle Sachen getrieben. Es war z. B. das Tischklopfen im Gebrauch, das, nachdem man einen Zauberspruch gesprochen hatte, zu klopfen begann, wenn sich ein böser Geist im Zimmer befand. Ein Teilnehmer einer solchen Versammlung erzählte mir, dass ein dreibeiniges Tischlein einmal plötzlich an die Decke flog, weil ein Böser anwesend war. Es gab Frauen, die die besondere Gabe besaßen den Brand zu löschen. Und man sagte, dass Leute, die an Fronfasten geboren waren, mehr sahen als andere. Wahrscheinlich hatten auch fahrende Leute, wie Schirmflicker, Zigeuner und Hausierer manchen Aberglauben verbreitet.

Die Bauern sassen an den langen Winterabenden beisammen und vertrieben sich die Zeit mit «bätle» oder «bänkle», einem Kartenspiel. Im Schweizerischen Idiotikon* lese ich: «Bänkle ist der Name eines älteren Glücksspiels. Der Bankhalter macht einen Einsatz mit Geld und teilt jedem Mitspielenden drei Karten aus. Einer bietet nun auf den Einsatz, je nach der Güte seiner Karten auf den ganzen oder auf einen Teil, und er hat gewonnen, wenn er die vom Bankhalter aufgedeckte oberste Karte mit einer von seinen Karten zu stechen vermag; vermag er's nicht, zahlt er das Gebotene ein und Einsatz samt Zuschuss fällt dem Bankhalter zu.» Das Bänkle musste dann verboten werden, weil dabei sehr viel Geld verloren wurde. In unserem Dorf verspielte einmal ein Bauer in einer Nacht 170 Franken. Am Morgen darauf trat er seinem Partner sein schönstes Rindlein ab. Ein sehr beliebtes Spiel war auch das «Wännele». Man versuchte durch bestimmte Rillen Fünfer in die Mitte des Korbes zu rollen. Die Wanne ist ein flacher Korb, aus dem z. B. der Unrat aus den Böhnlein geschüttelt wurde; ursprünglich – bevor es die Windmühle gab – diente sie zum Entfernen der Spreue von den Getreidekernen.

*Schweizerisches Idiotikon IV
(Frauenfeld 1896) 1390

Auf Weihnachten wurden gewöhnlich die feiss gemästeten Schweine «gmetzget» und zwar von einem Kundenmetzger, der von Bauernhof zu Bauernhof zog. Da gab es viel Arbeit für die Bäuerin, half sie doch mit beim Zubereiten der Würste, beim Pökeln des Fleisches usw. Bei einer «Metzgete» fanden sich immer auch Dorfkinder ein und sangen ihr «Chrumbbeiliedchen» (Krummbein = Schweinsfuss). Es lautete:

«I singe um es Würschtli,
I bin es ungrints Bürschtli,
I singe um es Chrumbbei,
Bitti gämer au echlei,
I singe um e Hame,
I mag si nüd erlange.»

Meine Grosseltern kannten die Weihnachtsbescherung noch nicht. Damals wurden die bescheidenen Päcklein am Neujahr «ghelset». Daher rührt auch der Name «Helswegge», die man noch heute auf den Neujahrstag bäckt. Das alte Jahr wurde noch in meiner Jugendzeit mit Kuhschellen, Pfannendeckeln und andern Lärminstrumenten verabschiedet. In dieser Nacht wurde den schnarchenden Bauern von Sylvesterbuben mancher Streich gespielt (Geräte und Karren wurden versteckt, Tore ausgehängt u. a. m.). Früher wurde nicht der Sylvesterabend, sondern der «Bächtelistag» (2. Januar) gefeiert. Tagsüber wurde noch gearbeitet, doch abends versammelte man sich zu einem gemütlichen Beisammensein. Man tat sich gütlich bei «Helswegge», geräucherten Schüblingen und Nüssen. Daneben vergnügte man sich bis nach Mitternacht bei alten Gesellschaftsspielen wie «Zaineriite», Pfänderspielen usw.

Abschliessend berichte ich, wie früher die Hochzeit gefeiert wurde. Einige Tage vor der Hochzeit fuhren die Braut, mit der neuen Tracht und dem prächtigen «Schäppeli» (Kopfschmuck) bekleidet, und der Bräutigam, auch mit der Tracht angetan, auf einem grossen Brückenwagen in ihr zukünftiges Heim. Auf dem Wagen stand die ganze Aussteuer, die massiven Möbel, das Him-

melbett, ganz ausgestaffiert und daneben die Wiege. Das Spinnrad durfte natürlich nicht fehlen. Es war aber eine Fahrt mit Hindernissen, denn von Zeit zu Zeit wurde das Brautpaar wieder mit einer Bohnenstange zurückgehalten und konnte erst weiterfahren, wenn sich der Bräutigam mit einem Geldbetrag von den Knaben losgekauft hatte. Über die Mädchen wachte ein Knabenverein, der in unserem Dorf noch bis Mitte dieses Jahrhunderts bestand. Am Hochzeitstag erhielten diese Burschen vom Bräutigam eine Tasse Wein und einen Schinken, von einem auswärtigen oft auch Bargeld, mit dem sie kleinere Reisen machten. Die Braut wurde früher von ihnen meistens mit einem Haussegen bedacht. Später wurden mehr und mehr nützliche Gegenstände «i d Uerte treid» (als Hochzeitsgeschenk gebracht). An einer Hochzeit nahm gewöhnlich das ganze Dorf teil.

Eine der letzten «Schäppeli»-Hochzeiten, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stattgefunden hatte, schildert mein Onkel, Fritz Huber, im 22. Jahrbuch des Unterländer Museumsvereins nach Erzählungen seines Grossvaters, der dieses Fest noch selber miterlebt hatte.

Viel hat sich seither verändert und wenig ist von einer zum Teil jahrhundertalten Bauernkultur erhalten geblieben. Diese Rückschau in die Vergangenheit kann aber nicht besser abgeschlossen werden als mit dem schönen Gedicht von Alfred Huggenberger:

Verbundenheit

In alten Büchern schläft die junge Zeit,
Wir lebten unbewusst im Blut der Ahnen.
Gern lauschen wir in die Vergangenheit,
Sie schenkt uns beides, Mut und treues Mahnen;

Den Mut der Einfalt, der beherzt und froh
Die Dinge nahm, wie sie der Tag beschieden,
Der ohne Wehleid bittre Lasten trug
Und doch das Tal der Freude nicht gemieden.

Das Mahnwort macht uns leise offenbar,
Wie tief verwurzelt wir im Grunde stehen;
Ein heilig Band umschlingt, was ist und war,
Wer hat den Weg geebnet, den wir gehen?

Wohl, an die Grossen heftet sich der Glanz –
Der Kleine kann den Flimmer leicht entbehren,
Er kam vielleicht mit einem Dornenkranz
In seiner Lieben Kreis zu bessern Ehren.

Schätzt alte Kunde, lasst sie freundlich ein!
Kein Sucher kann sich ihrem Sinn verschliessen.
Wir ahnen schauernd, wie durch unser Sein
Die nie vom Tod besieigten Lebensströme fliessen.